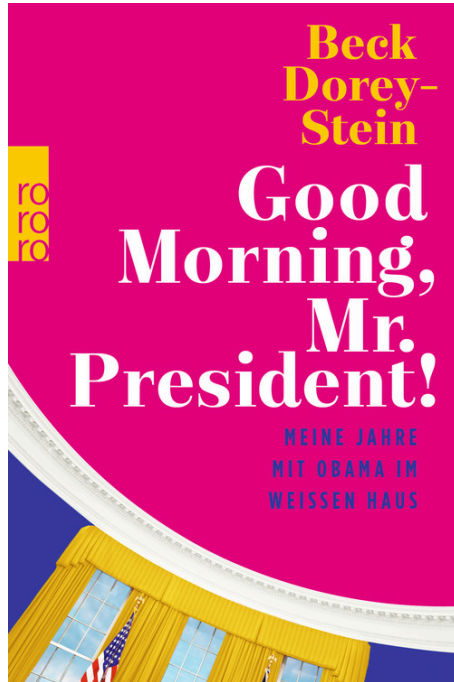


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-63352-2

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Beck Dorey-Stein

**Good Morning,
Mr. President!**

Meine Jahre mit Obama

im Weißen Haus

Aus dem Englischen von
Sabine Längsfeld

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2018 unter dem
Titel «From the Corner of the Oval» bei Spiegel & Grau, einem
Imprint von Random House / Penguin Random House LLC, New York.

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, Dezember 2018

Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

«From the Corner of the Oval» Copyright

© 2018 by Rebecca Dorey-Stein

This translation published by arrangement with Spiegel & Grau,

an imprint of Random House, a

division of Penguin Random House LLC

Umschlaggestaltung ZERO Media GmbH, München,

nach der Originalausgabe von Penguin Random House;

Design Evan Gaffney

Umschlagabbildung Paul J. Richards / AFP /

Getty Images; CNP / Polaris / laif

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 63352 2

Inhalt

Inhalt

Widmung

Motto

Leitlinien für aufstrebende Stenographinnen

Prolog

Erster Akt

Die Punkte verbinden

Willkommen im Dorf

Pooltage

Die Va-Giants

Der Zirkus

Im Namen des Feminismus

Einzeltisch im Paradies

Träumt große Träume

Der sprintende Strategie

Den Blick heben

Am Boden

Zweiter Akt

Folge deinem Weg

Hoffnung und Veränderung

Der Sonne hinterher

Der Grund des Ozeans

Dreieck aus Licht

Finger weg vom Leitungswasser!

Pause

Den Traum leben

Wir versuchen nur, unser Kapitel hinzukriegen

Dritter Akt

Mitten durchgerissen

Narbengewebe

Wären Gebete aus Klang gemacht

Das Mädchen, das schon alles hat

Feuer an allen Ecken und Enden
Kopfrechnen
Ein Hoch auf Hope
Im Sinken

Vierter Akt

Einsam auf dem Gipfel
Auf Pathahad - Auf den Weg, der vor uns liegt
Kopf hoch, Schultern zurück
Die Imitation von Intimität
Amazing Grace
Aufs Gute ausgerichtet
Schwanengesang
Selbst ins Aus gekickt
Wir lassen uns nicht terrorisieren

Fünfter Akt

Zweite Chance
Beck is back - Zurück im Spiel
Karma is a bitch
Zur Maskerade: Abendgarderobe, bodenlang
In der Liebe und im Krieg ...
Willkommen im Club
«Pulse» heißt Herzschlag
Dreh dich um, dem Unbekannten entgegen
Korbwurf von der Seitenlinie
Schluss mit dem Stuss
Die Sonne wird wieder scheinen
Auf die Arbeit kommt es an
Mahalo
Alles hat ein Ende
Epilog

Dank

Zitatnachweis

Zum Schutz der Privatsphäre habe ich Namen und eindeutige Persönlichkeitsmerkmale bestimmter Personen verändert und mich dabei Pseudonymen, Zusammensetzungen und diverser anderer Tarnmethoden bedient. Zugunsten der Erzählung habe ich Ereignisse und Zeiträume immer wieder chronologisch verändert, umgestellt und / oder gerafft. Dialoge habe ich unter Zuhilfenahme von Aufzeichnungen, hochnotpeinlich zu lesenden Tagebucheinträgen, Notizen auf meinem Telefon und E-Mails an meine Mutter nach besten Kräften nacherzählt. Leser, die meinen, sich wiederzuerkennen, verweise ich auf den wunderbaren Track Nr. 3 von Carly Simons Album *No Secrets*, «You're So Vain». Die zweite Möglichkeit: Mixt euch einen starken Drink und zieht euch zurück in das von der unvergleichlichen Joan Didion beschriebene berüchtigt unbequeme Nest, das ihr euch selbst bereitet habt.

Beck Dorey-Stein

[...]

Leitlinien für aufstrebende Stenographinnen

- Die Regeln einhalten, die grammatikalischen und alle anderen auch.
- Vorzeitig da sein und die Klappe halten.
- Diskret und gepflegt lautet die Devise – wie eine Bibliothekarin oder gutbezahlte Prostituierte.
- Neutrale Töne bestimmen den Ton.
- Leise atmen oder gar nicht.
- Das Semikolon stets sparsam verwenden; die Konvention nie in Frage stellen.
- Leben, um zu tippen, nicht tippen, um zu leben.
- Niemals das böse «V-Wort» (Voice Recognition Technology – die Spracherkennungstechnologie) ansprechen.
- Die Zuverlässigkeit des «V-Wortes» unbedingt bestreiten.
- Weibliche Ausstrahlung ja, aber bitte strikt asexuell.
- Kein Techtelmechtel am Arbeitsplatz – auch sonst nirgendwo; niemals.
- Nicht nach Perfektion streben. Perfekt *sein*.
- Und vor allem: Geheimnisse für sich behalten.

ICH SOLLTE KEINE STENOGRAPHIN SEIN.

Prolog

Dieser Ort

An Abenden wie heute warte ich auf die Stimme Gottes.

Gleich ist es so weit. Gleich wird Präsident Obama im East Room des Weißen Hauses eine Rede halten. Gar nicht weit weg, drei Flure entlang, quer über einen Parkplatz und fünf Stockwerke nach oben liege ich im Eisenhower Executive Office Building – kurz EEOB – in meinem winzigen Büro auf dem Sofa. Die untergehende Sonne taucht das Zimmer in glühendes Orange. Die Stimme Gottes gehört dem unsichtbaren Menschen, der den Zuhörern den Präsidenten ankündigt. Ich liege hier und warte.

Gleich ist es so weit.

Ich bin inzwischen Weltmeisterin im Warten. Könnt ihr euch noch erinnern, wie es damals war, als wir Kinder waren? An diese ganz besonderen Tage, an denen man nach dem Abendessen noch mal zurück in die Schule durfte, um auf dem Weihnachtskonzert zu musizieren oder im Schultheater zu spielen? Man rannte voraus, an dem verlassenen Klassenzimmer vorbei, dem Lärm der anderen entgegen, dem Lachen, den beruhigenden Geräuschen der Lehrer. Jeder Schritt pulsierte mit unbändiger Energie, und das Herz raste vor Aufregung, weil man sich zu einer magischen Stunde in den heiligen Hallen befand. Nur noch um eine allerletzte Ecke, und schon war man da. Alle waren sie in der Aula versammelt, die Klassenkameraden, ordentlich aufgereiht, in schwarzen Hosen und weißen Hemden oder Blusen, und sie winkten einen zu sich in die Reihe, denn an so einem Abend war alles möglich. Man war am richtigen Ort.

Dann erklingt die Stimme Gottes, ich stehe auf, trete vor den Videomonitor und stelle den Ton an. Kurz darauf erscheint der Präsident auf dem Schirm. Er scherzt ein biss-

chen mit seinem Publikum und gönnt sich die für ihn so typischen Pausen, ehe er sich dem Thema des Abends zuwendet. Er ist eloquent, lässig, zugewandt. Applaus übertönt seine Worte, als der Präsident zum Schluss sein Publikum und die Vereinigten Staaten von Amerika preist. Ich tippe die Abschrift, lese Korrektur und schicke das Skript an die Pressestelle. Dann schließe ich den Reißverschluss meiner Jacke, schultere den Rucksack und ziehe die schwere Holztür hinter mir zu.

Es ist nach neun Uhr abends, als ich durch die leeren Flure gehe. Von dem schwarz-weißen Marmorboden hallen Geheimnisse und Verheißung wider.

Dieser Ort war die letzten fünf Jahre mein Zuhause. Fünf Jahre lang war dies der einzige Ort, an dem ich sein wollte. Das ist vorbei. Seit November fühlt sich jeder Tag wie ein Begräbnis an. Ich habe den Flur für mich allein – sogar die Hausmeister in ihren blauen Kitteln mit den schweren Putzwagen sind irgendwo anders unterwegs. Offen stehende Türen geben den Blick auf leere Schreibtische frei, auf nackte Wände, leere schwarze Bilderrahmen, auf Papierstapel neben überquellenden Papierkörben. Jeder Raum ist die schematische Abbildung eines bestimmten Stadiums einer unwiderruflichen Trennung.

Durch die langsam aufgleitende automatische Glastür des EEOB trete ich hinaus in die frostige, dunkle Januarnacht. Vom Kopfende der Freitreppe sehe ich Menschengruppen nach ihrer Führung durch den West Wing unter den Laternen stehen. Bis auf das dumpfe Scheppern der Flaggenleine gegen einen Fahnenmast ist alles still. Dieser Ort fühlt sich jetzt schon nach Mausoleum an und nicht mehr wie die perfekt geölte Maschinerie, die ich kenne. Über dem Weißen Haus hängt ein fetter Vollmond wie eine Fahne auf halbmast.

Dieser Ort ist meine Grundschule. Dieser Ort ist mein Tempel. Dieser Ort ist alles für mich - und er schwindet mit jedem Tag, der vergeht.

Ich gehe an seinem Auto vorbei und lasse den Finger sachte über den Kotflügel gleiten, wohl wissend, dass in dem im Leerlauf parkenden SUV Secret-Service-Agenten sitzen, die mir dabei zusehen. Nachdem ich dem neuen Wachmann in der Spätschicht zugewinkt habe, scanne ich meinen Ausweis, höre das Summen, das Klicken, das Knarzen und trete hinaus auf die menschenleere Pennsylvania Avenue.

Dieser Ort.

Dieser Ort.

Dieser Ort könnte einem das Herz brechen.

Alle reden ständig nur vom Ende, aber ich kehre immer wieder zum Anfang zurück.

Erster Akt

2011-2012

Wir schaffen das. Das weiß ich, denn wir haben es schon
mal geschafft.

Präsident Barack Obama

Rede zur Lage der Nation 2012

Die Punkte verbinden

2011-Januar 2012

«Und? Was machst du beruflich?», lautet die erste Frage, die man in D. C. zu hören kriegt, und die letzte, die man beantworten will, wenn man, wie ich, keinen Job hat. Es ist Oktober 2011, und ich verbringe seit dem Sommer jeden Tag von neun bis fünf zu Hause am Küchentisch und schreibe Bewerbungen, die kein Mensch je lesen wird. Ich lege die Latte tiefer und immer noch tiefer. Inzwischen hoffe ich nicht mal mehr auf echte Bewerbungsgespräche, sondern nur noch auf allgemeine Antwortschreiben, die den Eingang meiner Bewerbung bestätigen, weil ich dann wenigstens weiß, dass ich – im Gegensatz zu meinen Ersparnissen und meiner Zuversicht – doch noch existiere. Ich habe Arbeitgeber schätzen gelernt, die genug Taktgefühl besitzen, meine Bewerbung mit einer höflichen Mail abzulehnen. Die eher schlampig angelegte Google-Tabelle auf meinem Desktop bescheinigt mir null Aussichten auf einen Job, dafür haufenweise Studienkredite und eine Miete, die in vier Tagen fällig ist. Und jetzt muss ich zu allem Überfluss noch mehr Geld, das ich nicht habe, in einer Bar voller Vollidioten auf den Kopf hauen.

Dante hat vergessen, den zehnten Kreis der Hölle zu erwähnen. Der zehnte Kreis der Hölle ist für Menschen reserviert, die in einer miesen Kneipe mit klebrigem Fußboden voll politischer Fachidioten zwei Blocks entfernt vom Weißen Haus während der Happy Hour so tun, als wären sie happy. Seelenlose Kneipen im Stil von TGI Fridays, nur dass die Cocktails siebzehn Dollar kosten und in meinem Kopf, sobald ich einen dieser Läden betrete, automatisch der Soundtrack vom *Weißen Hai* erklingt.

Die Frage kommt unweigerlich; sie lauert dicht unter der Oberfläche wie ein geduldiger Raubfisch: *Was machst du beruflich? Was machst du? Was machst du?*

Die Happy Hours in D. C. sind dürftig verschleierte Gelegenheiten, um zu netzwerken oder abzuschleppen oder beides. Ich will keins von beidem, trotzdem bin ich im Gold Fin, weil ich meinem Freund versprochen habe, mich mit der Freundin seines Arbeitskollegen darüber zu unterhalten, eventuell für ihren Think-Tank Recherchen zu erledigen. Jetzt, wo ich hier bin, erscheint mir ein Gespräch mit Think-Tank-Tracey allerdings die reinste Zeitverschwendung für alle Beteiligten. Ich passe weder besonders gut in einen Think-Tank noch in eine PR-Agentur oder irgendeine NGO; ich habe seit Wochen nicht mal mehr eine Standardabsage bekommen. Langsam, aber sicher wird mir klar, dass ich generell nicht besonders gut in diese Stadt passe, in der alle ständig so tun, als beherrschten sie etwas, das andere nicht können, und sich kleiden wie zu einem Mafia-Begräbnis 1985. Schwarz in Schwarz in Schwarz. Und ich rede jetzt nicht von coolem New-York-City-Schwarz. Ich rede von langweiligem, uninspiriertem, schlechtsitzendem Schwarz von der Stange.

Statt auf die Suche nach Think-Tank-Tracey mache ich mich lieber auf die Suche nach dem Barkeeper. Ich versuche, mich so schnell wie möglich zu betrinken, dann muss ich mir wenigstens keine Sorgen mehr um meinen Kontostand machen oder darum, was ich auf die unausweichliche «Was-machst-du?»-Frage antworten soll. Langsam verschwimmen die scharfen Umrisse des Raums, der Fußboden ist nicht mehr ganz so klebrig, und das Leben wirkt plötzlich amüsant und witzig und so wunderbar ironisch.

Während ich an der Bar auf den nächsten Drink warte, beobachte ich die Pantomimen der leitererklommenden Wackeldackel, die ungeduldig den perfekten Augenblick herbeisehnen, um endlich ihre frischgedruckten Visiten-

karten zu zücken. Diese uniformen Mittzwanziger, diese Donnerstagabendfreizeitkicker und Samstagabendfreizeitkampfrinker sind so aufregend wie die weiß gekalkten Wände dieser Bar, trotzdem strahlen sie eine solche Arroganz aus, dass wohl doch ich die mit dem Manko bin. Schließlich sind diese Typen echte Menschen mit echten Jobs und echten Gehaltsschecks. Young Urban Professionals, die definitiv niemals an einem stinknormalen Mittwochnachmittag in Jogginghose im Supermarkt anzutreffen sind. Ich starre tief in mein Glas und fange an zu grübeln. *Wann genau habe ich eigentlich dermaßen den Anschluss verloren? Wann bin ich zur sechszwanzigjährigen Loserin ohne Job und ohne Perspektive geworden, die nicht mal finanziell genug Verantwortungsbewusstsein besitzt, um zu Hause zu trinken?*

Ich habe zwei Cape Codder intus und warte gerade auf den dritten, als sich ein Typ mit heftigem Seitenscheitel und der sichtbaren Sehnsucht, wie sein Vater zu sein, neben mich drängelt, sich vorstellt und ganz beiläufig fragt: «Und was machst du beruflich?»

Bei anderen Leuten in meiner Situation heißt das dann gerne mal «Ich wechsle gerade den Job» oder «Ich orientiere mich gerade neu», aber es wissen doch sowieso alle, was das bedeutet, und ich hasse es, Unsinn zu reden. Also sehe ich den Reagan-Fan mit dem Milchbubigesicht offen an und sage ihm, ich hätte keinen Job.

Er behält sein weltgewandtes Lächeln bei, aber ich kann es rattern sehen, sehe, wie sich hinter seiner Stirn die winzigen Zahnrädchen drehen. Er legt den Kopf schief, als ließe sich mein Zustand aus einem anderen Winkel besser einschätzen. *So müssen sich dreibeinige Hunde fühlen*, denke ich.

Der Witz an der Sache: Niemand interessiert sich für das, was du machst. Sie fragen nicht, weil sie neugierig sind, wie du deinen Tag verbringst oder wo deine Interes-

sen liegen. Diese D. C.-Kreaturen wollen nur wissen, ob du wichtig bist oder Verbindungen hast, ob du Macht hast oder Geld. Das sind die Dinge, die eine Karriere voranbringen helfen. Ein arbeitsloses Mädchen, das am Tresen steht und sich volllaufen lässt, ist für niemanden von Wert.

Der Reagan-Fan macht, sobald er sein Bier in Händen hält, einen Rückzieher und gibt mir nicht mal seine Visitenkarte - und ich kippe, so schnell es geht, meinen dritten Drink und verlasse die Bar, ehe Think-Tank-Tracey aufkreuzt. Auf dem Nachhauseweg schreibe ich meinem Freund eine Nachricht, um ihm zu sagen, dass ich von Happy Hours endgültig die Nase voll habe. Sie sind mir zu deprimierend.

Ich war im Frühjahr 2011 nach D. C. gezogen, um ein Semester lang an der Sidwell Friends School als Nachhilfelehrerin zu arbeiten. Der Plan lautete, drei Monate in der Hauptstadt zu bleiben und keine Sekunde länger. Wer will schon in Washington D. C. leben? Ich kannte genug Leute, um mir meine drei Monate in der Hauptstadt spannend zu gestalten, und hatte gleichzeitig genug Selbstachtung, um zu wissen, dass D. C. und ich nie füreinander gemacht waren. Washington D. C., das sind Mädchen, die nie fluchen und niemals ohne perfektes Make-up das Haus verlassen; Typen, die für sich und ihre zehn besten Kumpel zum Sonntagsbrunch reservieren und fünfzehn Prozent Trinkgeld für ganz normal halten. Ich war mit zwei Koffern und weit geöffneten Augen zu einem Deal in die Stadt gekommen - ich wollte D. C. dazu nutzen, um meine Vita zu pushen, und dafür bekam D. C. mein ganzes Geld für Miete und labbrige Elf-Dollar-Sandwiches.

Als exklusive Quäkerschule protzt Sidwell Friends mit einer ansehnlichen Ehemaligenliste, angefangen bei Teddy Roosevelts Sohn bis zu Chelsea Clinton. Sidwell ist ein Druckkochtopf, hier stehen bei den berühmten Freitagsre-

den schon mal Eltern am Rednerpult, die zufällig Kongressmitglieder sind, und ich wunderte mich nicht besonders, als mir klarwurde, dass gerade Sidwell-Schüler schreckliche Angst haben, nicht klug genug oder gut genug in Oboe / Squash / Debattieren oder alles auf einmal zu sein, um eine College-Zulassung zu kriegen. Also verbrachte ich neben der Nachhilfe in Aufsatzstruktur und Unterstützung bei Facharbeiten einen guten Teil meiner Englischstunden damit, sechzehnjährige Teenager zu pampern, ihnen den Rücken zu stärken und zu versichern, dass sie sehr klug waren, ganz bestimmt aufs College gehen würden und natürlich absolut Prom-Date-würdig waren. Mit anderen Worten, mein Job im Frühjahr 2011 lautete, hormonegebeutelten Stresskugeln beim Relaxen zu helfen.

Das Schulgelände war genauso toll wie die superschnuckligen, superdurchtrainierten Sportlehrer, die mir ständig über den Weg liefen. Ich vermutete hinter dieser Dichte an coolen Typen ein erstklassiges, höchst experimentelles Outdoor-Sport-Programm. Als Singlefrau, deren Zeit auf dem Campus begrenzt war, verschwendete ich keine Sekunde auf unangebrachte Zurückhaltung. Doch jedes Mal, wenn ich einem dieser lebenden Barbie-Kens im sexy Kurzarmhemd ein freundliches «Hallo!» zurief, erntete ich lediglich ein schmallippiges Lächeln und null Interesse.

Als ich eines Tages in der Cafeteria wieder mal einem Typen mit extrakantigem Kinn gegenüber saß, wagte ich den Schritt und stellte mich vor. Er lächelte mich verlegen an und sagte, er würde arbeiten. «Woran denn?», fragte ich verständnislos. Er saß ohne irgendwelche Unterlagen an einem leeren Tisch und arbeitete? Er nickte mit dem Kopf zu einer Gruppe Mädchen hinüber, die an einem Tisch schräg vor uns saßen. Ich checkte es immer noch nicht. Erst als eins der Mädchen «Malia!» kreischte und der ganze Tisch in Gelächter ausbrach, fiel der Groschen.

Ach so. Obamas Töchter besuchten Sidwell, und Joe Bidens Enkeltöchter ebenfalls. Diese Jungs waren gar keine männlichen Models, die nebenbei als Sportlehrer arbeiteten. Die waren vom Secret Service.

Das mit den Secret-Service-Agenten gab ich etwa zur selben Zeit auf, als ich D. C. an sich aufgab. Die Stadt war mir zu zugeknöpft, zu politikbesessen. Wenn der Job in Sidwell im Juni vorbei war, wollte ich mein Zeug packen und gehen, wo immer mein nächster Job mich hintragen würde.

Natürlich war in D. C. nicht alles schlecht – Sarah, Charlotte, Emma und Jade würde ich schon vermissen, meine vier ehemaligen Lacrosse-Teamkameradinnen vom College, die in Foggy Bottom genauso nah beieinander wohnten wie damals im Studentenwohnheim. Mit alten Freundinnen im selben Viertel zu leben, fühlte sich an wie auf einem kleinen Uni-Campus. Immer Wirbel, immer was los. Immer irgendwo auf einem Dach eine Happy Hour oder eine Geburtstagsfeier, freitags Jazz im Skulpturengarten der National Gallery und sonntags alkoholisches Get Together zum Brunch, das mittags anfing und erst weit nach Sonnenuntergang endete. Wir trafen uns zu fünft zum Joggen im Rock Creek Park, liefen runter zur National Mall, umrundeten die Denkmäler und fingen an zu quengeln, weil wir unseren Schnitt aus der Vorsaison nicht halten konnten.

«Lustig, oder?», sagte Sarah eines Samstags, als wir untergehakt zu einer Party auf der Siebzehnten Straße spazierten. JD und Elle, ebenfalls zwei Wesleyan-Ehemalige, schmissen das erste Grillfest der Saison. «D. C. fühlt sich irgendwie an wie das neue Wes.»

«Nur ohne Lernen und Stress und sich auf Lacrosse-Turnieren in Maine den Hintern abfrieren.» Jade schauderte bei der Erinnerung.

«Und ohne Jungsdramen», sagte Charlotte. «Oder gibt es ein Jungsdrama?»

Ihr Ellbogen bohrte sich in meine Rippen, und alle blieben stehen, um mich anzusehen.

«Nein!»

[...]